

Das Geheimnis der Münze

AXEL T. PAUL*

Rezension zu Bernhard Laum (2006): Heiliges Geld. Eine historische Untersuchung über den sakralen Ursprung des Geldes, Berlin: Semele.

Das Geld als Gott unserer Zeit zu bezeichnen, den Kapitalismus als Gottesdienst zu interpretieren oder die Geldwirtschaft irgendwie mit Religion in Zusammenhang zu bringen, ist ein seit Marx geläufiges, häufig freilich eher assoziativ betriebenes als präzise durchgeführtes und mit entsprechenden Einsichten gesegnetes Unterfangen. Auch die historischen Konflikt- und Kreuzungspunkte von Geld und Religion, insbesondere das kirchliche Wucherverbot und der Ablasshandel, sind hinreichend bekannt. Eine Herleitung des Geldes aus der Religion selbst – nicht die Substitution dieser durch jenes, sondern vielmehr die Bedingung und Schaffung jenes durch diese – ist jedoch selten und kommt in der Regel über Andeutungen nicht hinaus. Um so erfreulicher ist es, den Neudruck eines kleinen 1924 erstmalig erschienenen, hier und da zwar zitierten, der Sache nach aber zu Unrecht kaum zur Kenntnis genommenen Buches anzeigen zu können. Ja, ich möchte behaupten, dass Bernhard Laums *Heiliges Geld* für die monetäre Theorie von ähnlicher Bedeutung ist – das heißt: es hätte sein können –, wie sie Marcel Mauss' zeitgleich publizierter Untersuchung über die Gabe für die Theorie des Tausches zukommt.

Laum trat an, mit seinem Buch die seinerzeit zwar nicht erst entstandene, gleichwohl besonders heftig tobende Kontroverse zwischen Geld-Realisten und -Nominalisten, das heißt zwischen den Tausch- und Zahlungsmitteltheoretikern des Geldes, dadurch zu schlichten, dass er im Rückgang auf die Ursprünge des altgriechischen als des frühesten und für die weitere europäische Geschichte bestimmenden Geldes die zentralen Geldfunktionen, nämlich Tausch- und Zahlungsmittel, Wertstandard und -speicher zu sein, in einen zumindest zeitlichen Zusammenhang bringt. Der Streit drehte sich im Kern darum, ob Geld in erster Linie ein Tauschmittel sei, das heißt einen materialen Eigenwert wenn nicht mehr besitzen, so doch besessen haben müsse, um Kaufkraft zu entwickeln, oder aber ob Geld als bloßes Zeichen oder eben Zahlungsmittel anzusehen sei, das seinen Wert allein dadurch erhalte, dass eine politische Autorität seinen Gebrauch vorschreibe oder wenigstens nahe lege und seine Annahme damit erzwingt. Dieser Streit hat sich seither keineswegs erledigt. Vielmehr schwelt er zwischen Monetaristen und (Post-)Keynesianern bis heute fort. Und nicht zuletzt

* PD Dr. Axel T. Paul, Institut für Soziologie, Albert-Ludwigs Universität Freiburg im Breisgau, Rempartstraße 15, D-79098 Freiburg/Br., Tel.: +49-(0)761-203-3496, Fax: +49-(0)761-203-3493, E-Mail: axel.paul@soziologie.uni-freiburg.de, Forschungsschwerpunkte: Wirtschaftssoziologie, Theorie der Gesellschaft, Historische Anthropologie, Afrika.

darin, dass Laum einen wesentlichen Beitrag leistet, das Problem zu historisieren, liegt die Aktualität seines Buches.

Zunächst hat es den Anschein, als umschiffe Laum das Problem. Zu Recht betont er, dass eine Geschichte des Geldes nur zu schreiben sei, sofern man über einen Begriff desselben verfüge, andererseits jedoch je nach Definition des Geldes oder definitiver Privilegierung bestimmter Geldfunktionen ganz unterschiedliche Geldgeschichten geschrieben werden könnten. Laums Kniff besteht darin, sich auf die Suche nach dem Ursprung einer weiteren Geldfunktion zu machen, die von keiner der beiden streitenden Parteien analytisch favorisiert, implizit aber von beiden vorausgesetzt oder mitgedacht wird: die Eigenschaft des Geldes, Werte zu messen. In der Tat gehört es zu den geldtheoretisch großen, von Positivisten freilich gerne übergangenen Fragen, wo und wie die Kategorie des wirtschaftlichen, quantifizierbaren und kommensurablen Werts überhaupt in die Welt tritt. Denn es ist alles anderes als selbstverständlich oder gar natürlich, dass den Dingen ein wirtschaftlicher, mit Hilfe eines ihnen äußerlichen Maßstabs zu messender Wert innewohnt oder anhaftet. Woher also rührt diese Vorstellung?

Daher, so Laum, dass die Griechen der homerischen Zeit, die ihren Göttern ihrer Beschaffenheit und Verfassung nach genau bestimmte Rinder als Opfertiere schuldig waren, diese durch dingliche Weihgaben ersetzten, deren Wert beziehungsweise Vollwertigkeit sich in nichts anderem als Rinderpreisen ausdrückte. Ein Normalmaß oder Wertstandard, welcher den Wert als ökonomischen gleichzeitig damit, dass er ihn misst, allererst in die Welt setzt, sei zunächst im Verkehr der Menschen mit ihren Göttern entstanden. Das Indiz, das Laum auf die Spur setzt, ist, dass in den Epen Homers Werte, wenn überhaupt, dann in Rindern ausgedrückt werden. Von einem Handel mit Rindern wie von Handel überhaupt als nennenswerter und für die Versorgung der Bevölkerung zentraler Aktivität kann für das Griechenland der archaischen Zeit – beschrieben werden in *Ilias* und *Odyssee* das 8. und 7. Jahrhundert v. Chr. – allerdings keine Rede sein. Vielmehr war die Welt Homers eine des Gabentauschs. Das Rind war ein heiliges Tier, das nicht anders als noch heute in Indien nicht aus wirtschaftlichen, sondern aus religiösen Gründen gehalten wurde; es wurde den Göttern geopfert. Entscheidend war, dass nicht alle, sondern nur Rinder mit bestimmten Eigenschaften geopfert werden durften, Rinder in Hinblick auf ihren Wert als Opfer also mit anderen Rindern verglichen werden mussten. Daraus folgert Laum, dass die Vorstellung von Wertgrößen der religiösen Sphäre entsprang.

In gewisser Hinsicht hatte der Streit um den Primat von Tausch- oder Zahlungsmittelfunktion des Geldes sich damit erledigt. Denn je nachdem, wie die Menschen ihren Opferverkehr mit den Göttern interpretierten und ausgestalteten – sei es als unvergängliche, untilgbare und deswegen auf dauerhafte und regelmäßige Ableistung hin angelegte Schuld, sei als Preis für eine ganz bestimmte göttliche Leistung, als eine Art Bestechung der Götter – fungierte die Opfergabe, der Wertmesser *in nuce*, zugleich als Zahlungs- beziehungsweise Tauschmittel. Den ersten Fall sieht Laum im antiken Rom realisiert, in dem der Staat beziehungsweise der Kultus präzise vorschrieb, wann wem welche Opfergaben darzubringen waren, wohingegen die Griechen Homers ein sehr viel auf- und abgeklärteres Verhältnis zu ihren Göttern pflegten und deren Gunst in der Tat zu kaufen oder eben mit Hilfe von Opfergaben einzutauschen suchten.

Es fragt sich allerdings, ob Laum an dieser Stelle seiner im Prinzip richtigen Ablehnung allzu rationalistischer Deutungen frühantiker Phänomene zum Trotz nicht selbst einem rationalistischen Missverständnis aufsitzt. Denn es ist zweifelhaft, gerade die Opferpraxis der homerischen, allem Krämergeist abholden Griechen als Handel anzusprechen. Selbst wenn eine (unterstellte) Wertäquivalenz jetzt nicht, wie von Laum mit guten Gründen angenommen, zwischen den Opfergaben selbst, sondern zwischen Opfergabe und göttlicher Leistung bestanden haben sollte, wurden weder, wie im Handel, Güter zeitgleich getauscht, noch existierte irgendein „Rechts“-Anspruch des Gebers auf Vergütung des Opfers. Mit anderen Worten, insofern das Opfer eine spezielle Form des Gabentauschs und eben keinen Handel darstellte, war das Opfergut auch bei den Griechen kein Tausch-, sondern Zahlungsmittel.

Hinzu kommt, dass für die Entwicklung des Geldes, das heißt für die Vereinigung verschiedener Geldfunktionen auf einen Gegenstand, weniger die Entlohnung der Götter als vielmehr der Priesterschaft entscheidende Bedeutung erlangte. Durch das Opfermahl, die gemeinsame Feier des Opfers und vor allem die gleichmäßige Verteilung des Fleisches – wohlgerne nicht die Verteilung völlig gleicher Stücke, sondern je bestimmter Anteile für je bestimmte Individuen; den Göttern hingegen stand nur der Rauch zu! – wurde die Zugehörigkeit zur Gemeinschaft beschworen und ausgedrückt. Umgekehrt besaß jeder, der zur Gemeinschaft gehörte, ein Anrecht auf (s)einen Anteil am gebratenen Rind. Einen besonderen, im Kultus festgelegten Teil empfangen die Priester. So wie die Götter symbolisch ein nur ihnen zugedachtes Opfer erhielten, bekamen die Priester real ein allein ihnen zustehendes Bratenstück. Damit war der Übergang des Opferguts als Wertstandard und Zahlungsmittel von der sakralen in die profane Sphäre im Prinzip vollzogen.

Zu klären freilich bleibt, wie genau und aus welchen Gründen sich die Verwandlung von gebratenem Fleisch in Geld und später Münzen abgespielt hat. Dass hier ein Zusammenhang besteht, ist schon angesichts der etymologischen Verwandtschaft von *obelos*/Bratenspieß und *obolos*/Münze naheliegend. Laum argumentiert, dass es im Interesse der Priesterschaft gelegen haben muss, das ihnen zufließende verderbliche Fleisch vor seinem natürlichen Schicksal zu bewahren und gegen andere Güter des täglichen Bedarfs einzutauschen. Es lag mithin nahe, dass die Priester als Herren des Verfahrens andere Gegenstände als Rinder, das heißt Gegenstände überhaupt, zum Opfergut bestimmten. Zu Hilfe gekommen sei ihnen bei dieser Operation ein spezifisch griechischer „Trieb zu künstlerischer Gestaltung“ (110). Die vom magischen, auch den Griechen des Altertums nicht fremden Denken unterstellte Identität von Bild und dargestelltem Gegenstand habe es möglich gemacht, anstelle realer Rinder figürliche Stellvertreter derselben zu opfern. Diese aber ließen sich anders als Bratenstücke problemlos speichern und, insofern die priesterlichen Opferexperten vermutlich ihre Herstellung monopolisierten, gegen von der Priesterschaft begehrte Gegenstände eintauschen. Damit hätte das zunächst als Zahlungsmittel fungierende Opfergut die weitere und für Geld im Vollsinne wesentliche Eigenschaft eines Tauschmittels übernommen und wäre darüber hinaus der immer wieder bemerkte Sachverhalt aufgeklärt, warum die antiken Tempel die wichtigsten Marktplätze waren: Nicht Händler hätten sekundär die Chancen genutzt, die sich aus der Versammlung vieler

zum gemeinsamen Opfer ergaben, sondern die Tempelherren selbst hätten den Dedikanten den Handel sozusagen aufgenötigt.

Diese Erklärung ist elegant, wenn auch, wie Laum selbst einräumt, nicht durchweg durch Fakten gestützt. Weniger das Fehlen einer lückenlosen Beweiskette jedoch als prinzipielle Überlegungen scheinen mir den Argumentationsgang indes zu schwächen oder zumindest zu relativieren: Bürdet Laum der Priesterschaft nicht zuviel auf, wenn er sie den Handel gewissermaßen erfinden lässt? Es ist zwar richtig, dass der Tauschhandel eine im archaischen Griechenland marginale Rolle spielte und sich das Geld nicht zwanglos aus diesem entwickelte, verkannt werden darf allerdings nicht, dass die Epen Homers die Verhältnisse des 8. und 7. Jahrhunderts nicht nur beschreiben, sondern auch ideologisch verzeichnen. Wohl stellte die Reziprozität nach wie vor das dominante Transaktionsprinzip dar, doch war sie, wovon etwa die andauernden Streitereien um die Verteilung der Beute Zeugnis ablegen, problematisch geworden. Der verfügbare und ungleich verteilte Reichtum hatte längst Unfrieden unter den Griechen gesät. Ebenso entsprach die religiöse Praxis nicht mehr den von Homer geschilderten Riten; anstelle des gemeinsamen Opfermahls waren mehr und mehr individuelle Weihgaben – häufig in Form von Edelmetallen – getreten. Der aristokratische, alles andere als selbstlose Gabentausch schickte sich an, das egalitäre, vergemeinschaftende Opfer zu überdecken. Die Tempel häuften also Schätze an, auch ohne dass die Priester zuvor ein religiöses Zahlungsmittel in Umlauf zu setzen gezwungen waren.

Und überhaupt, was trat, nachdem die Priesterschaft das Schlachtopfer durch symbolische Opfergaben ersetzt hatte, an die Stelle der Verteilung des Fleisches? Die Verteilung von Opfersymbolen? Wie sollten die Priester diese den Dedikanten dann aber noch zum Tausch anbieten können? Kann es nicht sein, dass ein wie auch immer randständiger Handel nicht erst durch die Versorgungsnot der Priester und deren Findigkeit in die Welt gelangte, sondern vielmehr durch das Hinzutreten eines in der Tat anderswo als auf dem Markt entstandenen Zahlungsmittels wachgeküsst wurde? Kann es nicht sein, dass die auch religiöse Krise der homerischen Zeit, das heißt die der altgriechischen Opferidee und -praxis widrige Verwandlung der Tempel in Schatzspeicher, in Horte insbesondere der ihnen von reichen Individuen zugedachten Silber- und Goldgeschenke zugleich die Voraussetzung ihrer politischen Lösung enthielt? War es nicht die Leistung der *polis*, beispielhaft verkörpert in Solons Reformen, die durch materielle Ungleichheiten und permanente Rachefehden in ihren Grundfesten erschütterte Gemeinschaft der Griechen dadurch vor der Auflösung zu retten, dass einerseits in gewogenem Silber nominierte Steuerpflichten und öffentliche Strafen an die Stelle von Bestechung und Selbstjustiz traten, andererseits jedoch die Bürger der Stadt durch regelmäßige, der religiösen Verteilung des Fleisches analoge beziehungsweise abgeschaute Ausschüttungen von Silber am akkumulierten Reichtum des unter staatlicher Verwaltung stehenden Tempels beteiligt wurden?

Die *polis* des 6. Jahrhunderts kannten und benutzten Silber als ungemünztes Zahlungs- und Tauschmittel. Die immer noch beachtliche Leistung der religiösen Autoritäten wäre es dann gewesen, den ihnen zugeflossenen und politisch verteilten metallischen Reichtum als Opfersubstitut akzeptiert und ihm damit die für seine Verbreitung, seine Nutzung als allgemeines Tausch- und Zahlungsmittel nötige Weihe gegeben zu haben. Mit anderen Worten: Nicht oder wenigstens nicht allein die Erfindung

religiös-ritueller Zahlungsmittel hätte den Gebrauch dieser auch als Tauschmittel aus sich hervorgetrieben, sondern die religiöse Beglaubigung einer politischen Praxis hätte dem wirtschaftlichen Gebrauch von Silber als eines allgemeinen, weil standardisierten Wertspeichers und Tauschmittels den Weg gewiesen und den eben aufgrund des Fehlens von Geld immer noch unbeholfenen Handel in Schwung gebracht.

Eine solche Erklärung würde im Übrigen plausibel machen, warum die Erfindung der Münze, wie von Laum zwar behauptet, aber nicht ausgewiesen, nicht bloß formal, sondern auch und gerade sachlich eine entscheidende Etappe in der Evolution des Geldes darstellt. Denn – und eben darin liegt das eigentlich Heilige der Münze, ihr religiöser Mehrwert, wenn man so will – der Prägestempel symbolisierte mehr als das Gewicht oder den Feingehalt eines Geldstücks; er verbürgte seine Akzeptanz als Zahlungs- und damit indirekt auch als Tauschmittel. Er standardisierte ein nur erst irgendwie wertvolles Material und trieb damit, dass er sie einkleidete, die (Geld-)Idee einer unsichtbaren, homogenen Wertidee gewissermaßen rückwirkend aus sich heraus. Die Münze war damit in zweifachem Sinne ein gemünztes Stück Glauben: Glaube daran, dass es so etwas wie Wert an sich überhaupt gibt, und Glaube daran, dass andere ihn teilen. In der Tat war die Erfindung der Münze eine Revolution, nur wusste Laum nicht recht zu sagen, warum.

Diesen Einwänden zum Trotz bleibt der Laumsche Gedanke, bleibt die Geschichte, die er von den antiken Anfängen unseres Geldes erzählt, im Kern korrekt. Es ist wohl übertrieben zu sagen, angesichts der Hartnäckigkeit, mit der sich Fabeln auch im Reich der Wissenschaft halten, dass der historischen Geldforschung und der Geldtheorie so mancher Um- und Irrweg erspart geblieben wäre, hätte man Laum nur früher gelesen. Gerade deswegen jedoch ist die Neuauflage seines Buches so wichtig. Eben weil Aufklärung über das Geld nach wie vor Not tut, sind seinem Buch viele Leser zu wünschen.